



# Unterhaltungsblatt

## Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur  
**Thorner Ostdeutschen Zeitung.**  
 Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1902. \* №46.

### Ihr Richter.

Novelle von E. Merck.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Du denkst dir eine Trennung von mir sehr einfach, mein Kind,“ fuhr Hermanns fort. „Du wüchtest wohl einen anderen heiraten, den stattlichen Herrn mit dem dunklen Bart, mit dem man dich im Theater gesehen hat? Ganz unschuldig und naiv würdest du eine zweite Ehe schließen. Das ist gegen das Strafgesetz, meine Beste. Ich bin viel erfahrener; ich mag nichts mit dem Richter zu thun haben. Ich darf also keine neue Verbindung eingehen, denn ich weiß nun, daß meine Frau lebt. Scheidung ist nicht gut möglich unter diesen Umständen. Du mütest doch sonst zugeben, daß du nicht Witwe, nicht Frau Ella Hoffmann warst. Eine Frau muß ich haben, wie ich schon vorher bemerkte; eine andere ist unmöglich — also dich!“

„Helene Hermanns ist begraben,“ sagte sie mit einem letzten Versuch, den Kampf gegen ihn aufzunehmen. „Wie willst du beweisen, daß diese Tote lebt, daß ich nicht Ella Hoffmann heiße? Mein Name stand in der Zeitung, auf der Totenliste ohne mein Zutun. Ich habe das Blatt wohl verwahrt.“

Er lachte. „Du bist immer etwas unpraktisch gewesen, teure Helene. Ich habe doch Zeugen — die Familie Symons. Ich brauche ja nur ein paar Leute von der „Silesia“ kommen zu lassen, die bestätigen werden, daß du vor einem Jahre und drei Wochen die Ueberfahrt gemacht hast. Auch die Hamburger Verwandten, die Ella wohl kannten, sind zu erreichen. Und du bist dir wohl nicht klar, was es für dich bedeutet, wenn du mich zwingst, die Sache vor dem Richter zu entscheiden. Fälschung des Personalbestandes, Unterschrift eines fremden Namens — Urkundenfälschung! Dafür, meine Liebe, giebt es in Deutschland Gefängnisstrafe.“

„Lieber ins Gefängnis als zu dir! Lieber auf die Anklagebank als zurück in dein Haus!“ schrie sie verzweifelt auf.

„O, ich wette, du überlegst dir das noch. Morgen wirst du vernünftiger sein. Ich bleibe natürlich hier.“

„Zu meinem Hause?“ Die Frage klang wie ein Angstschrei.

„Aber das versteht sich doch!“ lächelte er höhnisch. „Dies Haus ist ja auch das meine, liebe Helene. Bedenke das nur. Ich lasse dir jetzt ein wenig Zeit, dich zu sammeln.“

Ich gehe nur in das Wirtshaus im Dorfe, in dem ich meine Sachen ablegte, und sage, daß man den Koffer hierher bringt. Bis dahin kann das Zimmer in Ordnung gebracht werden, nicht wahr?“

Mit einem höhnischen Lachen ging er fort. Erschöpft, sterbensmüde blieb sie zurück — eine Besiegte. In diesem Augenblick konnte sie ganz ruhig an den Tod denken.

Es gab ja keinen anderen Ausweg. Fortlaufen, fliehen — es erschien alles nutzlos. Sie fühlte sich in seiner Macht und nicht stark genug zum Kampfe.

Als dann in der tiefen Stille die Uhr schlug, sprang sie plötzlich mit wildem Entsetzen auf.

Nur seine Nähe nicht mehr ertragen! Nur keine Stunde mehr wie diese!

Sie rief ihren Hund aus dem Hof und nahm ihn in ihr Schlafzimmer. Sie wollte einen Beschützer haben, wenn der Verhaftete es wagen sollte, abermals bei ihr einzudringen. Vor dem drohenden Gebiß des Hundes würde er zurückweichen. Er hatte nur Mut vor

Warum hatte sie durch einen Betrug ihre Freiheit zu erreichen gesucht? Durch eine Schuld, die sie nun schlimmer denn je in seine Gewalt gab? Warum war sie diesen krummen Weg gegangen, auf dem es nun kein Zurück mehr gab, keine Rettung? Hätte sie doch mit unbegrenzter Entschlossenheit erklärt: „Ich bleibe nicht bei dem Manne, den ich verachte.“ Wer konnte sie zwingen zu einer Ehe, von der sie los sein wollte um jeden Preis?

Sie konnte frei sein, wenn sie gerade und furchtlos ihr Recht erkämpft hätte, ohne ihre krankhafte Angst vor ihm, die sie so feige gemacht, ohne ihren bejammernswerten Mangel an Willensstärke.

Sie hatte ein Gefühl, als müsse sie ihren Kopf an die Wand stoßen in der Qual dieser Selbstvorwürfe, dieser verspäteten Erkenntnis. Nichts konnte sie zur Entschuldigung finden als ihre abgesperrte Jugend, ihre Erziehung in dem Stift, die sie so wenig gewappnet hatte zu kraftvollem Ringen um ihr Menschenrecht. Aber sie war ehrlich genug, um sich auch zu gestehen, daß eine andere Frau wohl in den sechs Jahren in Amerika ihren Charakter gestählt hätte. O, sie büßte schwer für ihre Weichheit! Sie ward streng gestraft für ihre Lüge, in die sie fast willenlos hineingeglitten war.

Dem geliebten Mann wollte sie noch ihr Herz ausschütten, ihm ihr verfehltes Leben erzählen, damit er mit liebendem Erbarmen ihrer dachte, wenn sie tot war.

Der Hund schlief zu ihren Füßen. Das Haus lag in tiefer Ruhe. Man hörte das Rauschen des Baches, der am Gartenwande hinfloß, während sie bei der Lampe saß und mit einer fieberhaften Röte auf den Wangen schrie.

Mit einemmal fuhr der Hund auf, horchte und fing zu bellen an. Man hörte im Hofe lautes Rufen, einen Schreckensschrei. Dann eilten rasche Schritte die Treppe empor.

„Gnädige Frau, ein Unglück! Ein furchtbares Unglück!“ So klang es in wilder Aufregung an das Ohr der Einsamen, die eben Abschied nahm vom Leben.

6.

Als Hermanns aus dem Garten der Villa trat, veriperte ihm eine zerklumpte Gestalt den Weg.

„Herr,“ winzelte der alte Gruber mit seiner heiseren, lallenden Stimme, „eine Kleinigkeit!“



Wilhelm Hauff. (S. 363)

einer schwachen Frau, wie sie es immer gewesen.

Ja, schwach — erbärmlich schwach!

Mit niederschmetternder Reue überdachte sie ihr Leben, vor allem dieses letzte Jahr.

„Fauls Paß!“ stieß der Amerikaner ärgerlich hervor, und als der Bettler ihm zudringlich folgte, hob er den Stock und schlug nach ihm.

Der Trunkenbold taumelte zurück, fiel nieder und lag eine Weile, murrend und fluchend, auf der Straße. Dann richtete er sich auf und humpelte dem Fremden nach mit feindseligen Augen.

Hermanns stand im Flur des Dorfwirtshauses und gab seine Befehle, als der Alte seinen grauen Kopf zur Thür hereinstreckte. Im vollen Licht der Lampe sah er den Herrn vor sich, der nach ihm geschlagen hatte.

Und plötzlich wurden die kleinen geröteten Trinker Augen groß und starr. Durch das umnebelte Gehirn dämmerte eine Erinnerung, als hätte der Mann mit den scharfen Zügen und den kalten Augen schon einmal vor ihm gestanden, als hätte der Fremde eine Bedeutung in seinem Leben gehabt.

Mit dem Alten ging eine merkwürdige Wandlung vor. Der Klang der harten Stimme da drinnen, die nach dem Wirt rief, weckte einen wilden schlummernden Schmerz in ihm, als könnte er plötzlich wieder zurückschauen auf eine Zeit, in der er noch kein armseliger Bettler gewesen, in der er Geld gehabt, Banknoten und Thaler in der Tasche, in der die Hände nun umsonst nach einer Kupfermünze suchten.

Ja, ja! Und all das schöne, gute Geld hatte er hineingetragen in die Stadt, in ein großes Haus, in dem man die Geldsäcke klappern hörte, und einen Zettel hatten sie ihm gegeben für sein schönes Geld und ihm zwanzig Prozent Zinsen versprochen. Aber nach einem Jahr war alles fort gewesen, und er hatte kein Haus und kein Feld und keine Ruh mehr, nichts, nichts. Er sah wieder das verzweifelte Gesicht seiner Frau, er hörte ihr Schluchzen, er fühlte wieder die furchtbare Enttäuschung, die rasende Reue jener Heimkehr, die er nur mit Schnaps übertäuben konnte. Eine alte, maßlose Wut wuchs in ihm empor. Er hob die geballte Faust.

„Dich kenn' ich! Deine Hakelnasen kenn' ich! Du bist's g'wesen! Du hast mir mein Geld g'nommen! Du hast mich um meinen Hof 'bracht, um mein' Sach! Du hast gesagt: „Verkauf nur! Bei uns trägt dein Geld ein Vermögen jährlich ein, und du brauchst dich nicht mehr abrackern, kannst die Händ' in den Schoß legen!“ Das hat er g'sagt, der Stadtherr, der Spitzhub, der Teufel — ich Efel hab' ihm 'glaubt! Und jetzt will der mich auch noch schlagen!“

An der Hausthür stehend, hatte er in der Art der Betrunknen die Worte vor sich hingemurmelt. Nun ging er einen Schritt näher.

„Der da ist schuld, daß ich ein Lump 'worden bin! Der hat mein Geld! — Der hat mein armes Weib ins Grab 'bracht!“ schrie er, auf den Fremden zeigend, plötzlich laut und leidenschaftlich.

Hermanns wendete sich an den Wirt. „Ihr habt ja recht lästiges Gefindel hier in der Gegend,“ sagte er ungehalten.

Der Wirt packte den alten Gruber beim Arm und warf ihn zur Thür hinaus.

„Das thät' ich mir verbitten, daß du mir meine Herrschaften inkommodierst!“ schrie er. „Auf der Stell' machst, daß d' heim kommst! Paß auf, wann du dich noch einmal blicken laßt, dann hol' ich den Gendarm aus der Stuben!“

Stumm schlich der Alte davon. Aber hinter der Regelbahn im Garten duckte er sich nieder und lauerte hier, die dürsteren Augen auf die hellerleuchtete Thür des Gasthauses gerichtet.

Er sah den Fremden heraustreten, den Wirt sich mit vielen Bücklingen verabschieden.

„Säumen Sie nicht zu lange mit dem Gepäck,“ befahl Hermanns. Dann schlug er den Weg nach der Villa ein. Hinter ihm aber schlich eine graue Gestalt. Die zerlumpten Schuhe hatte Gruber abgestreift; barfuß drückte er sich in dem von Weißdorn und Brennnesseln umwucherten Graben hin, der sich an der dunklen Straße hinzog, nur in den Dorfhäusern schimmerten noch ein paar rote

„Mein' Hof gieb mir wieder, mein Geld! Zwanzig Jahre lang hab' ich dich g'sucht, du Hund! Jetzt sollst es spüren, was du mir an'than hast!“

Hermanns war mit dem Kopf auf einen spitzen Stein aufgefallen. Er blutete und hatte einige Augenblicke lang das Bewußtsein verloren. Als er sich wieder zu besinnen vermochte, sah er die zornfunkelnden Augen des Bettlers dicht vor seinem Gesicht, ein eckler Schnapsgeruch drang ihm entgegen, und um seinen Hals lagen die dürreren Finger wie Eisenrauben. Es gelang dem Halberstücken aber doch, den rechten Arm zu befreien.

Sein Faustschlag traf den Angreifer wuchtig in die Seite. Der Alte schrie auf. Der wilde Schmerz machte ihn rasend wie ein verwundetes Raubtier. Er hatte vielleicht nicht die Absicht gehabt, den Mann zu töten, den er als seinen Verderber wiedererkannt. Er war nur einem dunklen Instinkt gefolgt, sich zu rächen; quälen, würgen wollte er ihn, den Feind einmal in seiner Gewalt haben. Nun aber fuhr seine Hand blitzschnell in die Tasche, und ehe Hermanns die Last des auf ihm liegenden Körpers abzuschütteln und sich emporzurichten vermochte, fuhr ihm das Messer in den Hals, daß ein dunkler Blutstrom hervorstürzte.

Mit einem Köcheln sank der Schwerverwundete zurück und regte sich nicht mehr.

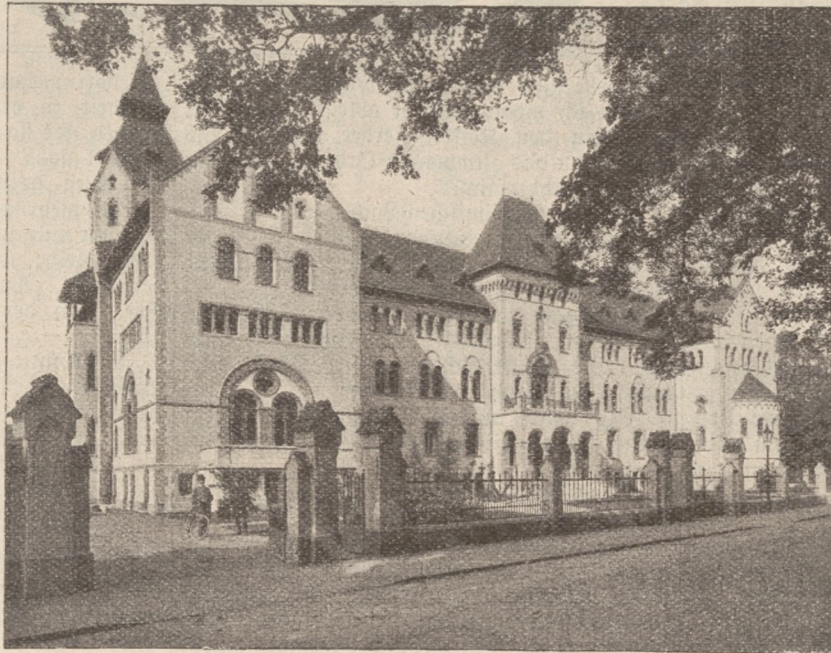
Der Alte starzte auf die langgestreckte Gestalt und schauerte zurück vor der Blutlache, in der er kniete. Das Messer hatte er fortgeschleudert. Er erhob sich und wollte fliehen. Aber mit einem Stöhnen presste er die Hand an die Seite und sank wieder nieder. Der Schmerz zwischen den Rippen war so stark, daß er nicht atmen konnte. Auf allen vieren kroch er hinter den Holzstoß zurück, um sich zu verbergen. Hier krampfte er die Hände

in das feuchte Gras und murmelte zwischen wirren Klagelauten: „Recht g'schieht's ihm! Recht g'schieht's ihm! Und wenn jetzt alles hin ist, ich selber auch — mich frent's! Mich frent's! Weil der mir nun unter die Händ' 'kommen is, nach zwanzig Jahr'! Weil ich ihn nun derwünscht hab'!“

Der Stationsvorstand, der mit der Laterne in der Hand um Mitternacht aus dem Gasthause fortging, um seinen Abjunkten im Nachtdienst abzulösen, stieß mit dem Fuß an den blutenden Körper, der auf der Landstraße lag. Er lief ins Gasthaus zurück und holte Leute. Der Wirt, der Postbote, der Gendarm stürzten in heftiger Aufregung zu der Stelle hin, wo der Mord geschehen war. Man fand das Messer, man fand hinter dem Holzstoß den wimmernden Gruber, der die That nicht leugnete, nur behauptete, er hätte aus Notwehr gehandelt, er wäre von dem Fremden heftig angegriffen worden.

Man brachte den alten Gruber in das Sprikenhaus, wo man ihn einstweilen einsperrte, den toten Fremden aber nach der Villa zu seiner Schwägerin. Der Schreckensruf, der Helene aufgerüttelt hatte, verkündete die Ankunft der Leiche.

In dem Fremdenzimmer, das für den Gast hergerichtet worden, lag nun der Tote.



Der Neubau der Kaiserin Augusta-Stiftung in Potsdam. (S. 363)  
Nach einer Photographie von Selle & Kunze, Hofphotographen in Potsdam.

Lichter durch die Fenster. Der Himmel war sternelos. Der Föhn hatte schwere Wolken zusammengetürmt. Durch die Waldbäume ging noch ein düfteres Rauschen. Zwischen dem Dorf und der Villa war die Straße, die zur Rechten an einem waldigen Hügel, zur Linken an einem Lattenzaun hinführte, ziemlich schmal.

Der Gruber, der nun einen Vorsprung hatte, barg sich hinter einem hier aufgerichteten Holzstoß. Er hatte sich einen mächtigen Prügel als Waffe aufgelesen. Aber er fühlte eine wilde Kraft in sich, als wäre er plötzlich jung geworden, als wäre er noch der baumstarke Kerl, der er ehemals gewesen, der es mit jedem aufnehmen konnte, als hätte er sein ganzes Glend vergessen, seinen kranken Körper und sogar seinen Durst, weil er endlich, endlich seine Rache ankosten sollte.

Von hinten her stürzte er mit einem Satz, mit einem triumphierenden Auflachen auf den Fremden und schlug den Ahnungslosen so mächtig auf den Kopf, daß er sofort zu Boden stürzte. Mit der Wut eines Halbmannsinigen warf er sich dann auf den auf der Straße liegenden Feind, umklammerte mit den Knochenhänden seinen Hals und würgte ihn mit wilder, dämonischer Gier.

Der rasch herbeigerufene Arzt hatte erklärt, seine Hilfe komme zu spät. Als man die Wunde wusch und verband, ging noch ein Zucken durch den Körper. Dann ward er starr und kalt.

Zwei Lichter brannten neben dem Lager. Die Flamme zuckte in dem Windzug, der vom geöffneten Fenster hereinwehte.

In der dunkelsten Ecke des Gemaches saß Helene, weiß wie ihr Kleid, und wartete auf den Bezirksarzt, auf den Leichenbeschauer. Ihre Augen starrten thränenlos auf das wachsgelbe Gesicht, über das der flackernde Lichtschimmer hinzitterte.

Als sie, aus ihrem Zimmer tretend, die Treppe hinabstieg und den blutenden, leblosen Körper ihres Gatten in das Haus tragen sah, hatte ein wildes Entsetzen sie gepackt. Er war ihr Feind, der sie vernichten konnte. Da er lebte, mußte sie aus der Welt gehen. Und gerade in dieser Nacht brachte man ihr den Mann, vor dem sie eben noch gezittert, als einen Toten ins Haus; gerade in dieser Nacht ward ihr die Freiheit, nach der sie geschmacht hatte, jahrelang.

Ihr erster Gedanke war gewesen: Es giebt also doch eine ewige Gerechtigkeit, eine erlösende Macht, die den Schuldigen zerschmettert, die sich des Hilflosen erbarmt. Aber allmählich ersticke ein tiefes Grauen diese ersten Regungen der Befreiung.

Bebend in banger Furcht noch vor dem Toten, dachte sie über den Blitzschlag nach, der ihn getroffen, ihn besiegt.

Die Leute vom Gericht würden kommen, sie würde als Zeugin vernommen werden. Wenn man nun forschte nach der Ursache dieses Mordes, wie sollte sie die Kraft haben, zu lügen, immer wieder zu lügen? Und wenn sie sich verriet, ihr Geheimnis ihr entschlüpfte, daß es ihr Gatte gewesen, vor dem sie geflohen war, vor dem sie ihren Namen verleugnet, dann fiel auf sie ein erdrückender Verdacht. Ein Netz von Anklagen umspann sie, dem sie sich nicht mehr zu entwinden vermochte, das wußte sie.

Es war ihr, als müßte alle Welt sie für die Schuldige halten, als könnte man es ihr von der Stirne lesen, wie tief ihr Abscheu gewesen war gegen diesen Toten.

Der Regen rauschte nieder. Der Sturm rüttelte an den Bäumen. Kalte Schauer rieselten ihr über den Rücken. Wie sie auch rang um Klarheit, es blieb eine dunkle Stelle in ihrem Kopf, eine Zwangsvorstellung, die sie nicht abzuschütteln vermochte, als sei sie wirklich die Schuldige, als hätte ihr eigener Haß ihn getötet.

Sie hatte zu viel gelitten in diesen letzten Wochen. Ihre erschütterten Nerven hielten nicht stand vor den furchtbaren Eindrücken dieser Nacht. Sie fühlte, wie allmählich der Wahnsinn ihre Seele umnachtete.

Als die Gerichtskommission eintraf, starrte sie den Herren mit wirren Augen entgegen, leichenblaß und zitternd, als säße sie schon auf der Anklagebank.

Der Badearzt, der sich miteingefunden hatte, war ihr Retter. Ihr seltsames Gebaren, ihre scheuen, furchtsamen Antworten hätten sonst unsehlbar Mißtrauen wachrufen müssen, trotzdem der Mörder geständig war und auch den Beweggrund seiner That angegeben hatte.

„Die Dame ist nervenleidend,“ flüsterte

der Doktor seinem Kollegen zu. „Ich bitte um möglichste Schonung. — Wie konnten Sie zugeben,“ wendete er sich zürnend an das Dienstpersonal, „daß die gnädige Frau geweckt wurde, daß man sie hier wachen ließ?“

„Es wäre besser gewesen, man hätte mich nicht geweckt,“ sagte Helene leise, mit einem seltsamen Tonfall und einem todtraurigen Blick.

„Gestatten Sie mir eine Frage, gnädige Frau,“ nahm der Amtsrichter noch einmal das Wort. „Der Mörder giebt an, er hätte an dem Fremden einen Racheakt vollziehen wollen, weil dieser ihn vor Jahren veranlaßt habe, seinen Hof zu verkaufen und die gelbste Summe einer damals in München bestehenden Schwindelbank anzuvertrauen. Wissen Sie, ob Ihr Herr Schwager vor zwanzig Jahren in München gelebt hat?“

Helene hob das müde Haupt empor. In ihre verschleierte Augen kam wieder ein klarerer Ausdruck, als dämmerte ihr ein Verständnis, als sähe sie plötzlich wieder einen Lichtstrahl, eine Lösung dieses unheimlichen Rätsels.

„Das also war's! Eine Strafe für alte Schuld!“ murmelte sie. Dann richtete sie den Blick auf den Amtsrichter wendend, sagte sie mit festerer Stimme als bisher: „Der Mann spricht die Wahrheit. Hermanns war bei jener Schwindelbank beteiligt vor zwanzig Jahren.“

Noch einmal fiel ihr Blick auf das Gesicht des Toten, das nun helles Lampenlicht übergoß. Die Halswunde klappte, der Gerichtsarzt hatte den Verband gelöst. Um die Lippen lag noch immer ein höhnischer Zug wie im Leben.

Helene beugte schauernd das Haupt. In tiefster Erschütterung sah sie das Walten der großen Macht, die über ein Menschenlos entscheidet. In freyem Trotz war er hierher gekommen, voll Lebenskraft und triumphierenden Selbstgefühls, und gerade hier mußte das Verhängnis ihn ereilen, ihn vernichten.

„Kommen Sie, gnädige Frau,“ sagte ihr Arzt besorgt und führte die Wankende fort.



Charlemagne Tower,  
der neue Botschafter der Vereinigten  
Staaten in Berlin. (S. 364)

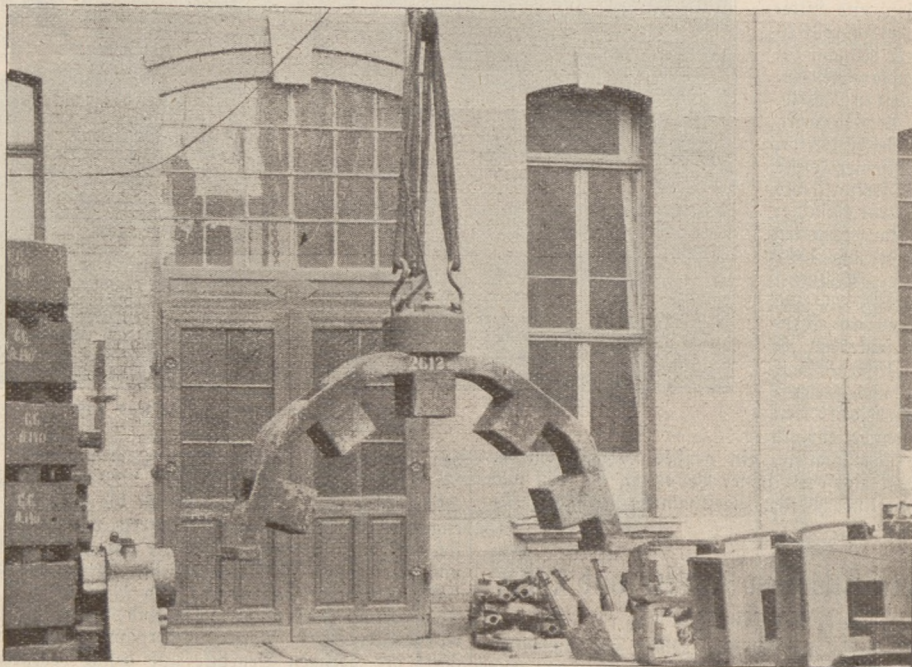
Die Leiche wurde nach München gebracht und dort bestattet. Helene war einem dunklen Gefühle gefolgt, als sie das anordnete, einer heimlichen Furcht, als würde sein Grab auf dem kleinen Dorffriedhof, auf dem von ihrem Balkon aus ihr Blick fiel, ihr die Ruhe in der neuen Heimat rauben. Sie fühlte eine so tiefe Erschöpfung nach all dem Zittern und Bangen, nach all den aufreibenden Schrecken, die sie durchlebt, daß sie nichts mehr vom Leben begehrte als Ruhe, als einen Schlaf ohne Träume, einen Tag ohne das wilde Herzklopfen, das sie nun bei dem geringsten Anlaufe quälte.

Freilich die Stunden, vor denen sie am meisten gebangt, die ihr Tag und Nacht drohend vor den Augen standen, wurden ihr erspart. Die Schwurgerichtsverhandlung, bei der sie unsehlbar als Zeugin vorgeladen worden wäre, konnte nicht stattfinden, weil ein rascher Tod den Mörder seiner Strafe entzog: der alte Gruber, den man schon schwer erkrankt in das Gefängnis brachte, erholte sich vom dem Schlage, den sein Gegner ihm versetzt, nicht mehr. Sein durch den Trunk völlig erschöpfter und zerrütteter Körper vermochte dem Fieber, das durch eine innere Verletzung hervorgerufen wurde, keinen Widerstand zu leisten. Er hatte die That gestanden, er hatte bei klarem Bewußtsein den Hergang geschildert. Dem Untersuchungsrichter blieb nichts übrig, als seine Akten zu schließen und seinen Bericht abzuliefern, der an die amerikanische Behörde übersandt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

## Illustrierte Rundschau.

Am 29. November 1902 sind es hundert Jahre, daß der schwäbische Dichter **Wilhelm Hauff** in Stuttgart das Licht der Welt erblickte. Von seinen durch frische Erfindung, Humor und treffliche Charakter- und Orts Schilderungen ausgezeichneten Werken, die bis heute ihre ungeschwächte Wirksamkeit bewahrt haben, sind die „Phantasien im Bremer Ratsteller“ und der Roman „Lichtenstein“ als die vorzüglichsten allgemein bekannt und geschätzt. Leider setzte ein früher Tod dem Schaffen des ebenso fruchtbaren als originellen und gemütvollen Erzählers ein vorzeitiges Ende. Er starb bereits am 18. November 1827. — Der jüngst in Gegenwart der deutschen Kaiserin eingeweihte **Neubau der Kaiserin Augusta-Stiftung**



Ein Magnet als Lastträger. (S. 364)

in Potsdam liegt am Fuße des Pfingstberges, umgeben von Gärten und Villengrundstücken, und besteht aus einem dreistöckigen Hauptgebäude im romanischen Stil und der daranstoßenden Turnhalle und dem Krankenhause. Die von der verstorbenen Kaiserin Augusta ins Leben gerufene Stiftung dient zur Erziehung mittelloser Töchter von im Kriege gefallenen oder infolge von Ver-

wundungen oder Kriegsstrapazen gestorbenen deutschen Offizieren, Militärbeamten, Ärzten und Geistlichen. — Kolossal starke Magnete werden erzeugt, wenn man einen galvanischen Strom auf einen von Drahtwindungen umgebenen Eisenkern einwirken läßt. Solche Elektromagnete finden Anwendung in Maschinenwerkstätten als Lastträger oder, wie der technische Ausdruck lautet, als Kranlastmagnet.

Bei Lasten, die man schlecht durch Haken oder Ketten anpacken und befördern kann, leistet der Kranlastmagnet die besten Dienste. Er hebt sie hoch und befördert sie allein durch seine mächtige Anziehungskraft. Unser Bild zeigt einen Kranlastmagnet, der einen Maschinenteil von 2612 Kilogramm hebt. Er wird vom Kranführer vom Führerstand aus bedient. — Der neue amerikanische Botschafter in Berlin, **Charlemagne Tower**, ist am 17. April 1848 in Philadelphia geboren, studierte zuerst an der Harvard-Universität und betrieb dann mehrere Jahre in Madrid, Paris, Tours und Frankfurt a. M. das Studium der Geschichte, moderner Sprachen und Literatur. Im Jahre 1876 wurde er Attaché bei der amerikanischen Gesandtschaft in Madrid, später Rechtsanwalt, dann Geschäftsleiter großer Eisenwerke und 1887 Direktor und Aufsichtsrat einiger großer Korporationen in Philadelphia. 1897 ernannte Präsident Mc Kinley ihn zum Gesandten in Wien und versetzte ihn im Januar 1899 als Botschafter nach Petersburg. An beiden Orten war er sehr beliebt und machte gesellschaftlich ein großes Haus. Jetzt hat Präsident Roosevelt seiner Veretzung auf den wichtigen Berliner Posten zugestimmt.

## Partie zwischen Spoleto und Vizzo.

(Mit Bild.)

Das Gebiet von Spoleto gehört zum umbrischen Apennin, dessen höchste Spitze am südlichen Ende in den Monti Sibillini 2479 Meter erreicht. Fünf

Stunden westlich von Spoleto und mit der altberühmten Stadt durch eine vortreffliche Kunststraße verbunden, liegt 600 Meter über dem Meere am westlichen Fuße der Sibillatette die alte Stadt Norcia. Der Weg führt durch malerische Gebirgspartien, und oft treten die schroffen Felsenmassen von beiden Seiten dicht an die Straße heran. Unser Bild giebt



Partie zwischen Spoleto und Vizzo.

den sogenannten Becco di Corvo (Nabenschabel) an der Strecke zwischen Spoleto und Vizzo wieder. Die Stelle wird viele unserer Leser an die wilden Felsenengen unserer Alpenstraßen erinnern, von denen sie sich nur durch geringere Höhe der zerrissenen Wände unterscheidet. Diese Berge bestehen vorwiegend aus Kalk, Dolomit, Sandsteinen und Mergeln, die der Abwitterung stark unterworfen sind, daher ihr zerrissenes Aussehen. Norcia ist berühmt als Geburtsstätte des heiligen Benedikt und besitzt bedeutende Tuchfabriken.

## Der Schützling.

Humoreske von A. Berthold.

1. (Nachdruck verboten.)

Der Oberleutnant Hermann Wagner ging an einem Herbstnachmittag gegen sechs Uhr

von der Stadt nach der ziemlich weit draußen gelegenen neuen Kaserne. Diese war erst seit wenigen Wochen fertig und vor kurzem, nach dem Manöver, von dem Artillerieregiment bezogen worden.

Als er sich der Giebelfront des ersten Kasernengebäudes näherte, sah er, wie eine Schar von Straßenjungen nach allen Richtungen auseinanderstob. Sein Kommen schien die Jungen erschreckt zu haben, und als Wagner näher kam, entdeckte er auch den Grund der Flucht. Auf der frisch getünchten Wand, die allerdings geradezu verführerisch rein aussah, war mit Kohle eine Zeichnung entworfen worden. Negerlich trat der Offizier näher, aber bei Betrachtung der Zeichnung legte sich sein Grimm, und Erstauen trat an dessen Stelle. Die Zeichnung stellte ein im Galopp auffahrendes Geschütz dar, dessen Pferde ebenpariert wurden. Die Haltung der sechs Pferde war eine so naturgetreue, es steckte so viel Leben in dieser Gruppe, daß Wagner wohl Veranlassung hatte, verwundert dreinzusehen. Offenbar aber war der Verfertiger einer der Straßenjungen gewesen. Sehr merkwürdig in der That.

Wagner, der ein großer Kunstliebhaber war,

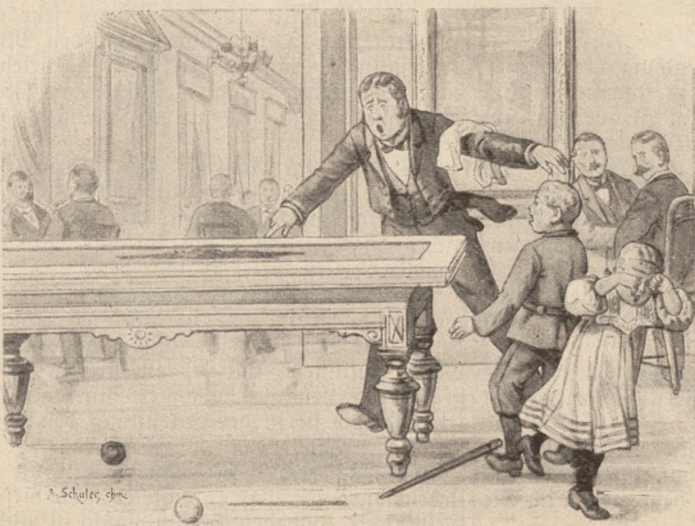
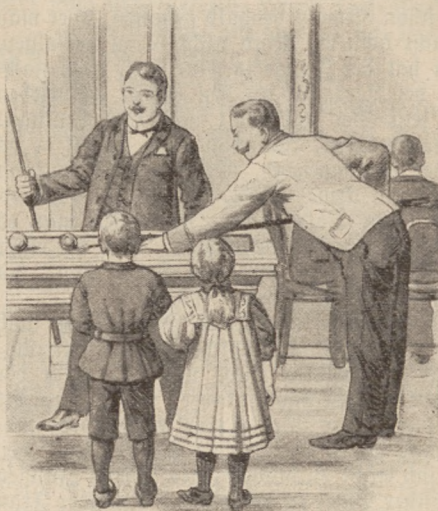
konnte sich von der Zeichnung gar nicht trennen, doch erinnerte er sich plötzlich daran, daß der Appell bevorstehe, und rasch eilte er zum Kasernenhof.

Hier wurde er fast eine Stunde aufgehalten. Als er dann nach der Stadt zurückging, sah er wieder eine Ansammlung von Knaben, und es gelang ihm, einen derselben zu packen, denn bei seinem Anblick stob wiederum alles auseinander.

Bumoristisches.

— Aller Anfang ist schwer. —

Nach Stizzen von W. Grögler.



A. Schuler, del.

Der Bengel, den er ergriffen hatte, schrie, als stecke er am Spieße, aber Wagner beruhigte ihn mit den Worten: „Dummer Junge, ich will dir ja gar nichts thun. Wer hat die Zeichnung da gemacht?“

Der Junge begann aufs neue zu heulen und versicherte: „Der Emil Trost ist es gewesen. Ich war es wahrhaftig nicht.“

„Das glaube ich schon. Also der Emil Trost. Wer ist denn das?“

„Seine Mutter ist Waschfrau. Er geht in die Schule zum Rektor Werner.“

Wagner ließ den Jungen laufen.

„Dieser Emil Trost ist ein großes Talent,“ sagte dann der Leutnant zu sich selbst, „es wäre schade, wenn nicht ein tüchtiger Künstler aus ihm würde. Ich werde mich des Jungen annehmen.“

Noch an demselben Tage schrieb Wagner an den Rektor Werner, teilte ihm von der Malerei Emils mit und bat, ihm den Jungen einmal zuzuschicken. Schon am nächsten Tage erhielt Wagner folgenden Brief des Rektors:

„Ich habe dem Emil Trost dafür, daß er die Kasernenwand beschmiert hat, eine derbe Züchtigung zu teil werden lassen, und er hat versprochen, nie wieder etwas Derartiges zu thun. Ich glaube, diese Züchtigung wird genügen, und Sie, hochgeehrter Herr Leutnant, brauchen sich nicht noch selbst mit dem Jungen herumzuärgern. Für Schadenersatz wird der Junge nicht aufkommen können, weil seine Mutter eine arme Waschfrau ist.“

„Armer Kerl!“ sagte Wagner. „Nun hat er noch Prügel bekommen, und ich meinte es gut mit ihm. Seine Künstlerlaufbahn fängt wirklich dornenvoll an.“

Dann ging Wagner zum Dienst. Als er mit der Batterie fertig war, traf er den Unteroffizier vom Dienst, der gerade nach der Stadt wollte. Wagner fragte ihn, ob er wisse, wo die Witwe Trost wohne. Der Unteroffizier wußte es zufälligerweise, denn die Frau wusch auch für die Unteroffiziere. Wagner trug ihm daher auf, im Vorbeigehen bei der Frau vorzusprechen und ihr zu sagen, sie möge ihren Jungen morgen vormittag in seine, Wagners, Wohnung schicken, dem Jungen solle nichts geschehen.

2.

Im Hause des Kommerzienrats Bergmann war große Wäsche. Das wäre an und für sich nichts besonders Aufregendes gewesen, aber Fräulein Paula war zum erstenmal dabei, und das wollte, für sie wenigstens, etwas heißen.

Paula Bergmann war noch nicht achtzehn Jahre alt, kam ganz frisch aus der Pension und hatte seit ungefähr sechs Wochen die Zügel des Hausregiments ergriffen, um sie, nach ihrer Ansicht wenigstens, mit außerordentlichem Erfolg zu führen. Sie war die einzige Tochter des reichen Fabrikanten Bergmann und fast ganz außerhalb des Hauses erzogen worden, da ihre Mutter sehr früh starb. Jetzt war sie nun in das Elternhaus zurückgekehrt und hatte gleich am ersten Tage ihrem Vater, der darüber sehr belustigt war, erklärt, sie wolle fortan die Hausfrauengeschäfte übernehmen, damit eine bessere Ordnung ins Haus komme.

Heute war nun die erste große Wäsche — ein Ereignis für Paula, die zeigen wollte, daß auch bei dieser wichtigen Thätigkeit ihre Leitung ausreiche. Sie war so auf dem Posten, daß sie stundenlang im Keller blieb und mit aufgeschürzten Ärmeln, einen riesigen hölzernen Rührlöffel schwingend, selbst am Kessel stand, um Wäsche zu kochen und dem Personal zu zeigen, daß sie auch davon etwas verstehe.

„Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort,“ behauptet der

Dichter. Diesen Grundsatz haben sich die Waschfrauen aller Länder und Zeiten wohl gemerkt, und auch Frau Trost besaß eine großartige Übung im Sprechen und Erzählen. Es war selbstverständlich, daß sie auch auf ihre eigenen Angelegenheiten zu sprechen kam, und schließlich erzählte sie von dem Unglück, das sie mit ihrem einzigen Sohne Emil in letzter Zeit gehabt habe. Sie erzählte von dem Bemalen der Kasernenwand und fuhr dann fort: „Es ist ja wahr, Emil schmiert seine Malereien überall hin, und ich habe ihn schon oftmals deshalb gehauen, aber man braucht doch ein Kind nicht so zu verfolgen. Nun hat der Junge ja seine Keile weg, nachdem der Leutnant an den Lehrer geschrieen hat, jetzt aber soll Emil noch zum Leutnant selber kommen, natürlich bloß, damit er da wieder gehauen wird. Es ist wirklich schlimm für so ein armes Kind. Ja, wenn das Kind noch einen Vater hätte, da würde man es nicht so grausam behandeln, aber bei einer armen Waise — du mein lieber Gott, da schlägt eben jeder drauf los.“

Diese Rede verbrämte Frau Trost noch mit einer Menge ausschmückender Kleinigkeiten und rührte nicht nur das Herz der jungen Wäscherkommandeuse, sondern brachte ihr durch ihre Worte eine entschiedene Abneigung gegen den „rohen Kriegsknecht“ bei, der sich nicht entblödete, den armen Jungen in solcher Weise zu verfolgen. Als aber Frau Trost bemerkte, daß Fräulein Paula sich mehr und mehr für das Schicksal Emils interessierte, ging sie noch schärfer ins Zeug, und bis zum Abend hatte sich Paula Bergmann in einen derartigen Zorn gegen den Leutnant Wagner hineingedacht, daß sie sich voller Empörung hinsetzte und folgenden Brief schrieb:

„Mein Herr! Hiermit teile ich Ihnen mit, daß ich die Beschützung des verfolgten Emil Trost übernommen habe. Das Kind hat keinen Vater mehr und deshalb glaubt alle Welt, dasselbe mißhandeln zu dürfen. Ich erkläre Ihnen, daß ich von jetzt ab das Kind schütze. Der Knabe ist genügend bestraft worden und soll nicht weiteren Roheiten ausgesetzt werden. Sie haben ihn heute zu sich bestellt. Er ist nicht gekommen und wird auch nicht bei Ihnen erscheinen. Die Rechnung über den neuen Kasernenanstrich können Sie mir zuschicken.“

Achtungsvoll

Paula Bergmann.“

Diesen Brief las Paula erst der Mutter Emils vor und rührte diese dadurch bis zu Thränen. Auch das andere Personal im Waschkeller konnte nicht umhin, dieser literarischen Leistung des jungen Mädchens den höchsten Beifall zu zollen.

Zwei Tage nach Absendung des Briefes fand sich im Comptoir des Kommerzienrats Bergmann der Oberleutnant Wagner ein, um den Fabrikherrn um eine Unterredung zu bitten. Wagner sah sehr gemessen aus und schien einigermaßen verlegen um den Anfang seiner Rede. Endlich begann er: „Ich bin leider durch meine Stellung als Offizier gezwungen, in einer etwas peinlichen Angelegenheit zu Ihnen zu kommen, Herr Kommerzienrat. Ihre Fräulein Tochter hat mir einen Brief geschrieben.“

„Wie? Meine Tochter soll einen Brief an Sie geschrieben haben, Herr Oberleutnant?“ rief Bergmann.

„Soll nicht nur geschrieben haben, Herr Kommerzienrat, sondern hat ihn geschrieben, und ich glaube, es ist das Beste, wenn ich Sie bitte, ihn selbst zu lesen.“

Damit überreichte er das Schreiben. Bergmann nahm es und sagte, nachdem er nur

einen Blick hineingethan hatte: „Allerdings, das ist die Handschrift meiner Tochter.“ Darauf las er das eigentümliche Schriftstück kopfschüttelnd bis zu Ende.

„Ich kann nur betonen, Herr Oberleutnant, daß ich von diesem Briefe keine Ahnung habe und absolut nicht weiß, um was es sich handelt. Sie würden mich zu Dank verpflichten, wenn Sie mir Aufklärung geben könnten.“

„Ich kam eigentlich zu Ihnen, Herr Kommerzienrat, um von Ihnen Aufklärung zu erbitten. Es sind so schwere Vorwürfe in dem Briefe gegen mich erhoben, es wird von „Roheit“ gesprochen, daß ich es unmöglich auf sich beruhen lassen kann. Ich habe mindestens die Verpflichtung, die Sache aufzuklären, und hielt es für das Beste, mich an Sie und nicht zuerst an Ihre Fräulein Tochter zu wenden.“

„Sie haben ganz richtig gehandelt, Herr Oberleutnant. Aber ich wiederhole: ich weiß nicht, was meine Tochter veranlaßt haben kann, diesen Brief an Sie zu schreiben.“

„Nun, einiges kann ich Ihnen ja mitteilen, Herr Kommerzienrat,“ entgegnete Wagner und erzählte, wie er auf Emil Trost aufmerksam geworden war. „Ich wollte mich des Jungen annehmen,“ fuhr er fort. „Ich wollte mit ihm sprechen, um ihn zu fragen, ob er nicht Lust habe, etwas Ordentliches zu lernen.“

„Was Sie mir da sagen, Herr Oberleutnant, giebt mir ja einigen Anhalt, klärt aber die Sache nicht auf. Wollen Sie mich einen Augenblick entschuldigen, bis ich mit meiner Tochter gesprochen habe, oder noch besser, wollen Sie die Güte haben, mich nach meiner Privatwohnung hinüber zu begleiten, um dort im Salon zu warten, bis ich mir den genügenden Aufschluß verschafft habe.“

Wagner ging mit dem Fabrikanten aus dem Bureau in dessen Wohnung und nahm im Salon Platz. Bergmann aber eilte sofort zu seiner Tochter, die in ihrem Zimmer gerade über einem dicken Buche saß, in das sie die Ausgaben für den Haushalt gewissenhaft eintrug.

Bergmann war sonst ein sehr liebevoller Vater, noch nie hatte Paula von ihm ein schroffes Wort gehört. Um so mehr erschraf sie daher, als er mit finsternem Gesicht und mit wenig freundlichen Worten zu ihr ins Zimmer trat.

„Du scheinst eine große Dummheit gemacht zu haben, Paula, die mir sehr unangenehm ist und wegen der ich dich ganz energisch um Aufklärung bitten muß.“

Er hielt Paula den Brief hin, und die über den schroffen Ton des Vaters sehr erschreckte junge Dame fand kaum den Mut, zu bestätigen, daß sie den Brief geschrieben habe. Sie meinte zaghaft: „Ich war im Recht und mußte mich des armen Jungen annehmen.“

„Du bist eine Narrin. Der Offizier hat das Beste des Jungen gewollt, und du mißseht dich da in Angelegenheiten, die dich absolut nichts angehen. Wie bist du nur dazu gekommen, diesen Brief zu schreiben?“

Mühsam unterdrückte Paula ihre Thränen und erzählte kurz, wie sie durch die Klagen der Witwe Trost, die ihr stundenlang in den Ohren geklungen hätten, in großen Zorn gegen den Leutnant Wagner hineingeraten sei, und wie sie in der Entrüstung den Brief geschrieben habe.

Es war recht hart von dem sonst so lebenswürdigen Vater, daß er nach diesem Geständnis, an dessen Schluß Paula in lautes Schluchzen ausbrach, schroff erklärte: „Du wirst dein Unrecht gut machen! Du hast den

Mann schwer beleidigt, er kann als Offizier unmöglich Vorwürfe, wie den der Roheit, auf sich sitzen lassen. Der Herr befindet sich im Salon, du wirst ihm Abbitte leisten."

Ganz entsetzt betrachtete Paula ihren Vater. Aber Bergmann faßte Paula am Arm und geleitete sie in den Salon. Durch einen Schleier von Thränen sah die tödlich Verlegene den Offizier vor sich stehen.

"Hier bringe ich die Schuldige, Herr Oberleutnant," sagte Bergmann. "Es ist natürlich eine Thorheit und Uebereilung von dem Kinde gewesen."

Er gab in wenigen Worten Aufklärung und schloß, zu Paula gewendet: "Nun bringe deine Entschuldigung an."

In diesem Augenblick griff Wagner ein: "Ich bitte Sie dringend, mich nicht in Verlegenheit zu setzen," sagte er. "Ich bin durch die Erklärung des gnädigen Fräuleins vollständig befriedigt und sage meinen besten Dank."

"Nein, nein, wer ein Unrecht begangen hat, muß es auch fühlen, das verlange ich von jedermann, erst recht von meiner Tochter."

"Nun, so gestatten Sie mir, mein gnädiges Fräulein," erklärte Wagner, der mit außerordentlichem Wohlgefallen Paula betrachtete, die in ihrer Verlegenheit und mit den thranenden Augen noch lieblicher aussah als sonst, "gestatten Sie, daß ich Sie gleichfalls um Entschuldigung bitte, weil ich die Ursache bin, daß Ihnen Unannehmlichkeiten erwachsen. Lassen Sie uns gegenseitig alles vergeffen, und vielleicht löst sich die ganze Angelegenheit am besten, indem wir uns gemeinsam des begabten Knaben annehmen, der unwissentlich unsere Bekanntschaft vermittelte."

"Da habe ich wohl auch noch ein Wort mitzureden," sagte Bergmann. "Wenn der Knabe wirklich so talentvoll ist, wie Sie sagen, Herr Oberleutnant, dann werde ich selbst die Kriegskosten übernehmen, ich werde ihn ausbilden lassen. Natürlich bitte ich Sie, Herr Oberleutnant, mir dabei mit Rat und That zur Seite zu stehen."

## 3.

Es ist jedenfalls ein Beweis für den edlen Charakter Paulas, daß sie der Witwe Trost keine Vorwürfe machte, sondern sie nur über die Absichten des Oberleutnants Wagner aufklärte und ihr mitteilte, daß aus dem Jungen ein Künstler werden solle, falls er Lust dazu habe. Ja, das habe er, Zeichnen sei ihm das Liebste, bestätigte Frau Trost, und Paula bestellte Emil darauf mit seinen Zeichnungen für den nächsten Tag, damit ihr Vater sich über das schlüssig mache, was mit ihm zu geschehen habe.

Gerade als Bergmann sich mit Emil Trost befaßte, kam auch der Oberleutnant Wagner, um seinen Pflichtbesuch zu machen. Natürlich verlor dieser sofort seinen förmlichen Anstrich und verwandelte sich in eine freundschaftliche Beratung.

Am Schlusse derselben ging Emil Trost weinend davon, diesmal aber weinend vor Glück und Freude. Es war ihm mitgeteilt worden, der Kommerzienrat Bergmann wolle ihn auf eine Kunstschule schicken, damit er dort etwas Tüchtiges lerne. Paula übernahm die Ausstattung; denn wenn man Emil Trost auf eine Schule nach außerhalb sendete, mußte er doch auch mit allem Nötigen an Wäsche und Kleidung versehen sein.

Nachdem die Angelegenheit Emils so aufs beste erledigt war, fielen natürlich die Beratungen einethalben im Hause des Kommerzienrats fort, doch nicht die Besuche des Oberleutnants Wagner. Und alles wäre

jetzt in der schönsten Liebe und Eintracht verlaufen, hätte nicht plötzlich ein unvermuteter Schicksalsstreich Unruhe und Verwirrung angerichtet.

Wagner war gerade vom Dienst gekommen und hatte es sich in seiner Wohnung bequem gemacht, als eine Ordonnaiz erschien und meldete, der Herr Oberst möchte den Herrn Leutnant sofort sprechen.

Als Wagner in das Zimmer des Regimentskommandeurs trat, ging dieser nach seinem Schreibtisch und sagte: "Sie haben den Artikel noch nicht gelesen, Herr Oberleutnant?"

"Ich weiß nicht, um was es sich handelt, Herr Oberst," verfezte dieser.

"Dann bitte — lesen Sie!"

Der Oberst reichte ihm ein kleines Zeitungsblättchen, in dem eine Stelle mit Blauflüß stark angestrichen war.

Wagner las folgendes:

"Die Uebergriffe der rohen Soldateska mehren sich von Tag zu Tag, und der Bürger, welcher aus seiner Tasche die Soldaten unterhält, ist seines Lebens nicht mehr sicher. Roheit geht aber mit mangelndem Mute Hand in Hand, deshalb sucht sich die soldatische Rücksichtslosigkeit wehrlose Opfer an Schulknaben und schutzlosen Waisen, denen niemand zur Seite steht."

Ein kleiner Schulknabe, der Sohn einer armen Waschfrau, ist fast das Opfer der Verfolgungssucht und Roheit eines hiesigen Offiziers, eines Oberleutnants W. vom Artillerieregiment, geworden, weil er das ungeheuerliche Verbrechen begangen hat, ein paar Kohlenstriche an die neue Wand der Kaserne zu malen. Der Knabe ist für sein Vergehen von der einzig zuständigen Behörde, das heißt von seinem Lehrer, schwer geächtigt worden. Trotzdem ruhte der Offizier mit seinen Verfolgungen nicht, bis eine junge Dame für den Knaben eintrat. Es ist die Tochter des Herrn Kommerzienrats Bergmann. Durch einen geharnischten Brief, in welchem sie den Knaben für ihren Schützling erklärte, gelang es ihr, den Verfolgungen Einhalt zu thun, die von dem brutalen Offizier gegen den wehrlosen Knaben mit einer geradezu graujamen Energie und Zähigkeit in Scene gesetzt waren.

Ehre dieser deutschen Jungfrau!"

Als Wagner mit der Lektüre dieses Artikels fertig war, sah er den Oberst fragend an.

"Nun?" forschte dieser. "Der Oberleutnant W. sind Sie doch wohl, Herr Leutnant?"

"Zu Befehl, ja, Herr Oberst."

"Sie können sich denken, daß es mir nicht gleichgültig ist, von einem Offizier meines Regiments etwas Derartiges zu lesen. Wie hängt denn die Sache eigentlich zusammen?"

Wagner erzählte, und der Oberst lächelte.

"Die Sache ist ja an und für sich sehr harmlos, aber in dem Blatt ist sie zu einer Sensationsgeschichte aufgebauscht worden, und weder Sie, noch das Offiziercorps darf das dulden. Sie müssen dem Blatte eine Berichtigung zuschicken, und wir werden eventuell die Beleidigungsklage antreten. Ich halte es für das Beste, Sie setzen sich mit dem Kommerzienrat Bergmann in Verbindung, denn natürlich muß die junge Dame geschont werden. Es kann da nicht mit dünnen Worten gesagt werden, daß die junge Dame eine Dummeheit beging. Also bitte, befassen Sie sich mit der Angelegenheit und erstatten Sie mir baldmöglichst weitere Meldung."

Dann nickte der Oberst mit dem Kopf, und Wagner war entlassen.

## 4.

Der große Industrieort, in welchem Kommerzienrat Bergmann lebte, befaß außer zwei

besseren Lokalblättern noch ein drittes Organ, das allgemein mit dem Namen „Revolverblatt“ bezeichnet wurde. Es hieß nach berühmten Mustern „Die Laterne“ und erschien alle Monate, brachte aber dann jedesmal den ganzen Klatsch der verfloffenen vier Wochen in möglichst sensationellem und tendenziösem Gewande.

Bei der Frau des Redakteurs und Besitzers dieses Blattes war Frau Trost unglücklicherweise gerade an dem Tage, nachdem sie bei Kommerzienrats die Wäsche gehabt hatte, ebenfalls zur Wäsche bestellt worden, und dabei hatte sie natürlicherweise ihrem Herzen Lust gemacht und nicht nur von den Verfolgungen, denen ihr armer Sohn ausgesetzt sei, sondern auch von der Heldenthat Fräulein Paulas erzählt. So kam es, daß in der nächsten Nummer der „Laterne“, die erst vier Wochen später erschien, den Lesern diese Gelegenheit aufgetischt wurde, obgleich unterdes alle Irrtümer beseitigt worden waren, und Emil Trost sich schon auf der Kunstschule befand. Dem Redakteur hatte niemand diese Veränderung mitgeteilt.

Als Wagner zu Bergmann kam, fand er ihn in großer Aufregung. Der Kommerzienrat hatte den Artikel schon gelesen und bereits deswegen an seinen Rechtsanwalt geschrieben.

"Mein Rechtsanwalt kommt heute abend zu mir," sagte Bergmann, "und ich bitte Sie, Herr Oberleutnant, ebenfalls unser Gast zu sein. Wir können dann bei Tisch in aller Ruhe die Angelegenheit, zu der wir doch nun einmal einen Rechtskundigen brauchen, besprechen. Ich erwarte Sie bestimmt um sieben Uhr."

Wagner versprach pünktlich zu erscheinen. Er wunderte sich, daß er Paula nicht zu Gesicht bekam. Er hatte ja keine Ahnung, in welchem entsetzlichen Seelenzustande diese sich befand. Mit dem ganzen Ueberschwang ihrer achtzehn Jahre faßte sie den Fall tragisch auf.

Es war gar nicht nötig, daß ihr der Vater noch einmal klar gemacht hatte, welche Thörin sie gewesen sei, als sie jenen Brief an Wagner schrieb, sie wußte allein, welches Unheil sie angerichtet hatte. Nun mußte wahrscheinlich ihretwegen Wagner den Abschied nehmen. Seine Laufbahn war zerstört durch ihre Schuld, seine Lebenspläne vernichtet. Und das that sie ihm an, sie, die ihn — liebte. Ja, liebte. Es gab keine Verheimlichung mehr.

Das Abendbrot war fürchterlich. Paula wagte den Leutnant nicht anzusehen, Wagner schwieg hartnäckig; der Rechtsanwalt aß schweigend, aber für drei Mann, und Paulas Vater erging sich in Vermutungen, wie man den Redakteur der „Laterne“ zu einem Widerruf bringen könne.

"Durch einen Prozeß, bei dem Fräulein Paula als Zeugin auftreten muß," meinte der Rechtsanwalt.

"Kann denn meine Tochter ihre Aussage nicht verweigern?" fragte Bergmann.

"Das geht nicht," erklärte der Rechtsanwalt. "In einem einzigen Falle nur wäre es möglich, wenn nämlich Fräulein Paula die Braut des Herrn Oberleutnants wäre."

Nachdem der entsetzliche Rechtsanwalt diese Worte mit aller Kaltblütigkeit gesagt hatte, trank er ein Glas Wein und laute dann gelassen mit beiden Backen weiter.

Totenstille herrschte im Zimmer. Paula hatte das Gefühl, als wäre sie mit einer Keule vor den Kopf geschlagen worden. Nur den Bruchteil einer Sekunde richtete sie den Blick auf Wagners Gesicht und sah in demselben eine jähe, aufsteigende Röte — die Röte des

Zornes jedenfalls über diese schreckliche Zumutung.

Sie konnte nicht mehr im Zimmer bleiben, sie erstickte soust.

Sie hielt ihr Taschentuch vor die Augen und entfloch auf ihr Zimmer. Dort warf sie sich schluchzend auf den Teppich.

„Paula, meine geliebte Paula!“ klang da plötzlich eine weiche Männerstimme an ihr Ohr. „Wäre es denn wirklich so schrecklich?“

„Entschuldigen Sie nur, lieber Doktor,“ sagte inzwischen Bergmann zu dem Rechtsanwält, „aber ich will doch einmal nachsehen, was da draußen geschieht. Erst läuft meine Tochter fort, dann entfernt sich der Leutnant, und keines von beiden kommt wieder.“

Darauf ging auch der Kommerzienrat, um — ebenfalls nicht zurückzukehren.

Dem Rechtsanwält aber machte das nichts. Er war an das Warten vom Gericht her gewöhnt. Er trank erst langsam die Flasche Laffitte, die vor ihm stand, aus, dann erhob er sich und wollte es sich gerade bei einer Zigarre bequem machen, als Bergmann eintrat, hinter ihm Paula und Wagner.

„Ein Brautpaar, lieber Doktor, was ich zu den Akten zu nehmen bitte!“

Als nach vier Wochen die „Laternen“ wieder erschienen, brachte sie einen humoristischen Widerruf der ersten von ihr so aufgebauchten Angelegenheit, der darin gipfelte, der böse Offizier sei dadurch bestraft worden, daß ihn die „deutsche Heldengattin“ für immer in Fesseln und Banden geschlagen habe.

Damit erzählte das Blatt aber nichts Neues, denn das wußte man bereits in der ganzen Stadt seit drei Wochen.

### Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Ein Hundeschauspiel.** — Napoleon I. fand an Hunden, die aufs Wort oder einen Wink gehorchten, Wohlgefallen, und an seinem Hofe unterhielt er deshalb ständig eine Meute dieser Tiere von den auslesensten Rassen. Interessant sind die Schauspiele, die Napoleon zu Ehren anwesender hoher Gäste in Paris veranstaltete, an welchen er die Leistungen seiner Hunde als Wunder der Dressur voll zur Geltung gelangen ließ. Gewöhnlich fanden diese Vorstellungen im großen Schloßhofe nach dem Mahle statt. Der Anblick war in der That prächtig. Alle Fenster des Hauptgebäudes und der Seitenflügel waren beleuchtet und von Zuschauern besetzt, wie die Logen eines riesigen Theaters. Auf dem Balkon saß der Hof. In der Mitte des Schloßhofes lag der tote Hirsch, welcher der Meute preisgegeben werden sollte. Dem Balkon gegenüber, hundert Schritte von dem Hirsche entfernt, waren die Jagdhunde versammelt, etwa hundert an der Zahl, die nur von vier Pikeuren in Ordnung gehalten wurden. An dem

Posten. Um neun Uhr rückten, aus dem Schlosse kommend, eine große Schar von Lakaien vor, die sich in zwei Reihen teilten. Jeder dieser Bedienten trug eine gewaltige Fackel, die sich in vier Flammen teilte. Der Hof war taghell beleuchtet. Die Pikeure gingen an zu blasen, die Hunde heulten. Der Hundejunge stellte sich mit ausgebreiteten Beinen, wie der Koloss von Rhodus, über den Nacken des Hirsches, faßte sein gewaltiges Geweih und bewegte es leise hin und her, Leben heuchelnd. Die Hunde, leicht getäuscht, gingen noch gewaltiger zu heulen an; die Pikeure gingen an zu blasen. Da es aussah, als ob die Hunde nicht mehr zu halten wären, ließ man sie los. Zähnefletschend und gierig stürzte die Meute auf den Hirsch los, aber in diesem Augenblicke zeigte sich die Macht der Dressur. Schon mit der Schnauze an der Beute, kehrten die rasend gemachten Tiere plötzlich um, auf einen Wink Napoleons. Nicht ein

Tiere zurück. Der Triumph der Dressur erreichte hiermit einen Grad, der ans Unglaubliche streifte. Wieder erschollen die Fanfaren, wieder ließ man die Hunde los, und diesmal wurde ihnen der Lohn. Sie stürzten sich nun auf ihr Opfer los mit einer Wut, welche jetzt, da man den Tieren freien Spielraum ließ, zum Ausbruch kam. Nach wenigen Minuten war von dem Hirsche nichts mehr übrig als das trockene Gerippe. [C. T.]

**Der Bureaunkratensil** ist bekanntlich reich an humoristischen Pointen. Eine Perle derselben bildete § 5 der Kundmachung, die sich dem Besucher mit fetten Lettern noch vor kurzem entgegenstellte, sobald er den botanischen Garten einer mitteldeutschen Residenz, der an den ausgedehnten Schloßpark stößt, betreten wollte. Der famose Paragraph lautete wörtlich: „Das Durchgehen der Pflanzenhäuser mit aufgespannten Schirmen ist nicht gestattet.“ [—k.]



Transport lebenden Schlachtviehs auf Neu-Guinea.

### Transport lebenden Schlachtviehs auf Neu-Guinea.

(Mit Bild.)

Die niedrige Kulturstufe, auf welcher die Eingeborenen von Neu-Guinea, die Papua stehen, und ihre Feindseligkeit gegen die Fremden haben es bewirkt, daß sie vielfach für Menschenfresser gehalten werden. Dies sind die dunkelbraunen, wolkhaarigen Melanesier zwar nicht; im Gegenteil nähren sie sich meist von Früchten, wie Yamswurzeln, Kofosnüssen, Bananen, und von den Schweinen, die sie züchten, essen sie nur bei großen Festen. Aber für die Roheit ihres Charakters ist es bezeichnend, wie grausam sie beim Transport und Schlachten des Viehs verfahren. Zu jenen Festlichkeiten vereinigen sich die Teilnehmer von weit her. Wie unsere Abbildung zeigt, schnürt man die Schweine einfach mit Baststricken an einen dicken Bambusknüppel,

den dann zwei Männer auf die Schultern nehmen, die so das arme, grunzende und quiekende Opfer zum Schlachtplatz schleppen.

### Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 47.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 45: Schmeichelei ist der Diebeschlüssel zum Herzen.

### Füll-Rätsel.

F	I		H	E
D	A	C		E
B	R	L		N
T	E		E	R

Die vorstehenden verstellten Wörter sind durch Hinzufügung der fehlenden Buchstaben in der Weise zu ergänzen, daß die wagerechten Reihen 1) eine Tiergattung, 2) ein Sternbild, 3) eine europäische Hauptstadt, 4) ein Speisegerät bezeichnen, und daß die neu eingestellten Buchstaben alsdann den Namen eines deutschen Dichters ergeben.

Auflösung folgt in Nr. 47.

### Logogriff.

Trotz seiner Füße kann's mit W nicht gehen, Doch wird mit F man's an den Füßen sehen. Auflösung folgt in Nr. 47.

### Auflösungen von Nr. 45:

des Verwandlungs-Rätsels: Mode, Oran, Meute, Matla, Zell, Gend, Name = Wommsen; des Rätsels: Georgine, Georgine.

### Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.